

**Zeitschrift:** Traverse : Zeitschrift für Geschichte = Revue d'histoire  
**Herausgeber:** [s.n.]  
**Band:** 9 (2002)  
**Heft:** 2

**Rubrik:** Besprechungen = Comptes rendus

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 20.01.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

---

## LITERATUR ZUM THEMA COMPTES RENDUS THEMATIQUES

### PETER SCHUSTER EINE STADT VOR GERICHT RECHT UND ALLTAG IM SPÄT- MITTELALTERLICHEN KONSTANZ

SCHÖNINGH, PADERBORN 2000, 353 S., EUR 35.80.

Peter Schuster sieht zu Recht Defizite in den auf Rechtsnormen basierenden Forschungen zur Kriminalität und Devianz in spätmittelalterlichen Städten. Er hält es für unzureichend, anhand der Rechtstexte und anderer normativer Quellen über das Recht zu reflektieren und ist auf der Suche nach dem tatsächlich praktizierten Recht. Er will die Voraussetzungen, Bedingungen und Wirkungen des spätmittelalterlichen Bussen- und Strafrechts analysieren, mit der Absicht, eine «Sozialgeschichte des Rechts» (10) zu schreiben. Dafür liefern die Rechtsnormen allenfalls die Vorgaben, die in der Praxis jedoch sowohl im Urteil als auch im Vollzug der Strafen und Bussen gebrochen werden können. Es gilt somit, die empirisch feststellbaren Abweichungen zwischen Norm und Urteil sowie zwischen Urteil und Vollzug zu erklären und zu begründen. Schuster operationalisiert seine Vorüberlegungen anhand der exakten Untersuchung unterschiedlicher Delinquenzformen in der Bodenseestadt Konstanz für die Jahre 1430–1460. Er begründet die Wahl des Zeitschnitts mit der politischen Stabilität und Einheit der Epoche, aber vor allem mit der Quellenlage, die es ihm erstens erlaubt, 1725 Fälle von Delinquenz für die statistische Analyse zu erheben und zweitens delinquente Personen über einen längeren Zeitraum zu verfolgen. Zu den Zahlen: Schuster hat in sein Sample alle vom Konstanzer Rat

festgestellten, und nicht nur die geahndeten Delikte aufgenommen. Die einzelnen Delikte fasst er in vier Kategorien (Gewalt, Worte, gegen die politische und sittliche Ordnung, gegen die wirtschaftliche Ordnung) zusammen (Tab., S. 71). Danach betrafen etwa ein Drittel der an den Rat gelangten Delikte Gewalt (33,7 Prozent), Wortdelikte machten 20,6 Prozent aus, sittliche/politisch Vergehen 22,4 Prozent und Betrug, Raub, Diebstahl etc. 19, 2 Prozent. Das Verbrechen stand in Konstanz während des Untersuchungszeitraums nicht in besonderer Blüte. Der grössere Teil der aktienkundig gewordenen Delinquenz erschien dem Rat nicht als eine echte Gefährdung der Ordnung. Dementsprechend begnügte er sich in den meisten Fällen mit exemplarischer Verfolgung. Für Konstanz hat Schuster eine – auch andernorts erkennbare – Gewaltkultur ermittelt, die zwar «Risiken barg, aber in der Regel nicht auf eine dauerhafte Schädigung des Gegners abzielte». Es starben mehr Menschen durch das Hochgericht als durch die Hand eines Gegners. (135) Generell war Delinquenz ein Phänomen aller sozialer Schichten. «Eine höhere Affektkontrolle hat es in den gesellschaftlichen Oberschichten nicht gegeben.» (136) Schliesslich betont Schuster die Bedeutung von Eigentums-, Vermögens- und Wirtschaftsdelikten, die man bei der Analyse einer Stadtgesellschaft – wie nicht selten geschehen – gegenüber der Gewaltdelinquenz nicht vernachlässigen darf.

Nachdem er seinen statistischen Befund einer ersten Interpretation unterzogen hat, fragt er nach den Handlungsspielräumen der Tatbeteiligten. Besonders ■ 153

auffallend ist, dass die Opfer von Delikten nur sehr bedingt ein Interesse daran hatten, dass die an ihnen begangene Missetat an den Rat gelangte. Dabei wirkte wohl noch die Tradition nach, Gerichte als schlichtende und ausgleichende Instanz anzusehen, die Rache und Wiedergutmachungsanspruch des Geschädigten vertrat, sofern die Parteien sich nicht aussergerichtlich einigen konnten. Im Vordergrund der Straf- und Bussverfahren stand die Versöhnung der Parteien. Im Verlauf des 15. Jahrhunderts erfolgte aber eine Ausweitung des öffentlichen Strafanspruchs. Der Rat versuchte, seinem Selbstverständnis als Wahrer des Friedens und Gemeinen Nutzens entsprechend, durch diverse Ordnungen präventiv zu erreichen, dass sich die Bürger an die Normen hielten. Denn es setzte sich die Auffassung durch, dass nicht mehr die Rache des Opfers beziehungsweise der Angehörigen die Ordnung störe, sondern das Delikt selbst, indem es als sündige Handlung göttliche Rache provoziere. «Insofern erfuhr der öffentliche Strafanspruch über den Gedanken, dass das Delikt eines Einzelnen die Gesellschaft insgesamt bedrohte und somit Belange der Allgemeinheit berührte, einen gewichtigen Anstoss.» (152) Wie der Rat in Konstanz konkret diese Aufgabe umgesetzt hat, schildert Schuster im zentralen Kapitel der Untersuchung über die Strafrechtspraxis in Konstanz. Ratsmitglieder waren für die Verfolgung von Delinquenz ebenso verantwortlich wie für die Organisation der Bewachung von Gefangenen in den beiden Gefängnissen (St.-Pauls-Turm und Raueneckturm). Allerdings spielten die Gefängnisse im Bereich der Niedergerichtsbarkeit so gut wie keine Rolle; die Mehrzahl der relativ wenigen Gefangenen sass wegen Kapitaldelikten ein.

Wie und nach welchen Massstäben erfolgte die Strafzumessung? Das Nieder-

gericht zielte mit seiner Strafpraxis generell auf die Ahndung von Satzungsverstössen, nachdem solche festgestellt worden waren. In Zweifelsfällen lag die Beweislast für eine durchaus mögliche Milderung des Urteils bei dem Verurteilten. «Die Härte der Sanktion spiegelte im Regelfall das Bedrohungspotential, welches einer devianten oder delinquenten Handlung beigemessen wurde.» (213) Das Spektrum reichte von der Gehorsamsverpflichtung über das Friedensgebot bis hin zur Bestrafung, wobei insbesondere diejenigen, welche ein eidlich versichertes Friedensgelöbnis brachen, schwere Strafen zu gewärtigen hatten. Schuster kann zwei weitere Aspekte der Strafpraxis empirisch belegen: erstens, dass sich peinliche Strafen beziehungsweise Todesurteile überwiegend gegen fremde oder nur gering in die städtische Gesellschaft integrierte Menschen richteten, und zweitens, dass Frauen grundsätzlich «im Schatten des Hochgerichts milder behandelt» wurden. (221)

Insbesondere sind Schusters Ergebnisse zu Realität und Effektivität des Bussenvollzugs bemerkenswert, denn damit bekommt das herkömmliche Bild städtischer Strafpraxis neue Konturen. Schuster kann zeigen, wie flexibel der Rat den Vollzug der Strafen an die soziale Lage und ökonomischen Möglichkeiten der Delinquenten anpasste. Im Niedergerichtsbereich wurden die verhängten Bussen nur zur Hälfte in der vom Gericht festgelegten Weise getilgt. Es existierte eine «Kultur des Bussenhandels», zu der unter anderem gehörte, dass Strafen wie Stadtverweis und Turmhaft auch durch Arbeit am Stadtgraben oder sonstigen städtischen Bauten substituiert werden konnten. Ausserdem gewährte das Gericht den Verurteilten oft lange Fristen und Ratenzahlung für die Begleichung der Strafen, die jedoch eingehalten werden mussten. Wenn der Rat Bussen um-



wandelte oder lange Zahlungszeiträume erlaubte und damit für die Delinquenten die Strafen gleichsam «sozial verträglicher» gestaltete, erwies er sich als entgegenkommende und gnädige Obrigkeit, welche die Problemlagen ihrer Bürger durchaus berücksichtigte. Dies wiederum stärkte die Bindung der Bürger an den Rat. Die Gnadenpraxis des Konstanzer Rates war ein abgewogenes Instrument der Politik. Mit der Begnadigung war die Erwartung des «Dankes und der Unterwerfung verbunden», sie diente aber auch als «Mittel der Herrschaftsdarstellung» und verband gleichsam die Strafinstanz mit den Bürgern, kurzum: sie war ein «soziales Bindemittel». (301) Schuster entwirft das Bild einer Strafpraxis der städtischen Obrigkeit, die auf «Integration, gesellschaftlichen Frieden und Kostenminderung für alle Parteien» ausgerichtet war. (258) Der Rat betrieb keine Repression mit dem Mittel der Strafverfolgung, sondern milderte tendenziell die Normen ebenso wie seine Urteile. Das war möglich, weil die unumschränkte Gerichtsbarkeit des Rates anerkannt war und auf dem Felde des Rechts keine Machtkonflikte ausgetragen wurden. Der Rat behandelte die Delinquenten je nach Schwere des Vergehens und ihrer sozialen Stellung unterschiedlich. Es profitierten diejenigen Bürger, die in ein soziales Netz aus Verwandtschaft und Freundschaft eingebunden waren, das half, die Bussen abzuleisten. Wer darüber nicht verfügte oder als Fremder in der Stadt straffällig wurde, war dem obrigkeitlichen Zugriff machtlos ausgeliefert. Die Rechtspraxis in Konstanz bestand zu wesentlichen Teilen aus Kommunikation, aus dem zwar vom Ratsgericht bestimmten Dialog mit den Tätern, in den die Delinquenten aber durchaus ihre Interessen und Fürsprecher einbringen konnten. Diese Praxis hatte für die Vergesellschaftung insofern wichtige Konsequenzen, weil sie die Machtverhält-

nisse fortlaufend reproduzierte und stabilisierte.

Das hier anzuzeigende Buch beruht auf einer 1997 von der Fakultät für Geschichtswissenschaften und Philosophie der Universität Bielefeld angenommenen Habilitationsschrift. Mit diesem Werk führt Schuster sein Thema auf eine bisher im deutschen Sprachraum nicht erreichte Höhe. Er hat seine Aufgabe, eine Sozialgeschichte des Rechtes zu schreiben, gelöst und einen faszinierenden Einblick in die gesellschaftliche Wirklichkeit einer spätmittelalterlichen Stadt eröffnet. Reflektiert und methodenbewusst, dabei aber immer quellennah und quellenkritisch bietet die Arbeit aber noch mehr als die Geschichte der Rechtspraxis in Konstanz von 1430–1460. Das Spannungsfeld von Friedens- und Ordnungssicherung durch den Rat, das Bemühen um Sühne und Ausgleich sowie die individuellen, aussergerichtlichen Formen der Regelung von Delinquenz in Gruppen (Freunde, Verwandte, Nachbarschaften) eröffnet dem Leser einen tiefen Einblick in die Funktion und das Funktionieren der spätmittelalterlichen Stadtgesellschaft. Schusters Befunde lassen sich auch lesen als ein Beitrag zu den Möglichkeiten und Grenzen des Zusammenlebens von Stadtbewohnern, aber mehr noch zu ihrem Bemühen, ihr Leben so gut wie möglich zu leben. Dabei wendeten die Bürger, Einwohner und Gäste von Konstanz jedoch nicht selten Praktiken und Verhaltensweisen an, die sie vor das Stadtgericht – und das heisst schliesslich in die Quellen – führten.

*Jörg Rogge (Mainz)*



BERNHARD JUSSSEN,  
CRAIG KOSLOFSKY (ED.)  
**KULTURELLE REFORMATION**  
**SINNFORMATIONEN IM UMBRUCH,**  
**1400–1600**

GÖTTINGEN, VANDENHOECK & RUPRECHT, 1999,  
387 P., FR. 75.–.

Cet ouvrage affiche de larges ambitions. C'est en effet le programme d'une sorte de «tournant critique» qu'il propose. Dans l'introduction, Bernhard Jussen et Craig Koslofsky, maîtres d'œuvre de cette collection d'essais, invitent l'historiographie, en particulier celle de la Réformation, à dépasser la traditionnelle histoire des idées ainsi que l'histoire sociale des 30 dernières années pour investir ce qu'ils définissent comme une histoire «culturelle» de la fin du Moyen Âge et du début de l'époque moderne. Telle qu'ils l'entendent, cette nouvelle approche se cristallise autour du concept de *Sinnformation* récemment forgé par l'égyptologue allemand Jan Assmann (*Ägypten. Eine Sinngeschichte*, Munich 1996). Il s'agit de croiser l'histoire sociale et l'histoire des idées pour envisager les pratiques sociales, entendues de façon large, comme des processus permanents d'élaboration et de transmission d'une culture. Les historiens qui ont contribué à cet ouvrage revendiquent l'intention d'historiciser les catégories dans lesquelles s'inscrivent les représentations collectives en montrant comment elles font écho à un ensemble de pratiques et de traditions qui les définissent et les chargent de valeurs. C'est donc une histoire de la formation des champs sémantiques qu'ils proposent en examinant codes et symboles que véhiculent les conduites sociales. Cette orientation détermine la construction de l'ouvrage où chaque chapitre est axé autour de quelques concepts-clé. Chemin faisant, l'ouvrage veut également interroger la validité

de certains des paradigmes communément admis par l'historiographie, notamment celui de «Réformation».

Si Bernhard Jussen et Craig Koslofsky conçoivent les contributions qui forment cet ouvrage comme des tentatives de mise en application de la perspective qu'ils proposent dans leur introduction, l'ensemble s'articule finalement de manière assez lâche autour des concepts censés lui donner sa cohérence. La notion de *Sinnformation* reçoit une définition trop sommaire pour lui permettre de nouer véritablement dans une perspective commune le large spectre thématique des contributions réunies par le volume; une conclusion générale aurait certainement permis de retravailler ce concept afin de mieux dégager la réelle utilité épistémologique qu'il peut renfermer tout en marquant ses limites. De plus, toutes les contributions ne proposent pas une relecture des phénomènes historiques généralement liés à la Réformation; plusieurs n'abordent d'ailleurs la question religieuse que de façon très marginale. En soulignant cependant de manière générale la nécessité de situer les ruptures religieuses du 16<sup>e</sup> siècle dans le prolongement des transformations de la piété à partir du Moyen Âge, elles confirment un constat établi par l'historiographie, depuis les travaux de Heiko Obermann et de Pierre Chaunu notamment. Sur ce point, l'ouvrage n'apporte pas d'innovation marquante. Par leur diversité, les études qu'il réunit mettent en revanche en évidence que la crise religieuse du 16<sup>e</sup> siècle s'inscrit dans un processus de transformation qui concerne non seulement les formes de la piété, mais également, et au même titre, les structures politiques et sociales ou encore les représentations de la mort et du mal. Dans son ensemble, l'ouvrage parvient ainsi à faire la démonstration que le phénomène que l'historiographie, en particulier anglo-saxonne,



identifie comme la «Réformation», est essentiellement culturel, au sens où il doit être compris comme un processus par lequel tous les aspects de l'existence du début de l'époque moderne sont transformés. Sans doute cette collection d'essais peut-elle de la sorte contribuer à désenclaver, du moins en ce qui concerne la période, les différentes disciplines historiques: dans son sillage, l'histoire religieuse est par exemple invitée à intégrer davantage à ses analyses les modifications du contexte politique et social.

Bien qu'elles ne correspondent pas à la cohérence que Bernhard Jussen et Craig Koslofsky voudraient leur donner, la plupart des études rassemblées par ce volume apportent, du point de vue de leur propre thématique, un véritable renouvellement et se révèlent de ce fait très stimulantes. Les contributions de Thomas Lentes et de Susan C. Karant-Nunn s'articulent l'une sur l'autre, la seconde prolongeant dans le 16<sup>e</sup> siècle, certains des constats établis par la première pour la fin du Moyen Age. Thomas Lentes livre une description très convaincante du processus d'intériorisation de la piété qui se produit à partir du 14<sup>e</sup> siècle: alors que gestes et dévotion intérieure étaient conçus au Moyen Age comme deux aspects complémentaires de la ferveur religieuse, on assiste à une progressive dévalorisation de la piété extérieure au profit du recueillement intérieur; d'une religion du geste et du faire, on passe à une religion du livre et du savoir. Ce processus d'intériorisation, dont les réformes protestantes sont héritières, conduit à la promotion par ces dernières d'une piété qui rejette l'affectivité. Analysant les rituels institués par les Eglises réformées, Susan C. Karant-Nunn montre que leurs liturgies encadrent une expression de la foi réprimant l'émotion et le geste. Si la tendance qu'elle dégage se vérifie sur la longue durée, elle semble prêter aux réformateurs à la fois une in-

tention et une efficacité trop marquées. Elle passe ainsi sous silence l'importance que le chant a prise dans la piété protestante, comme véhicule pour l'expression affective de l'ardeur religieuse. Les deux contributions suivantes éclairent les modifications sociales dans lesquelles s'inscrit la Réformation. Centrant sa recherche sur les figures de la vierge, de la veuve et de l'épouse, Bernhard Jussen met à jour la disparition progressive, en particulier à partir des écrits de Bernard de Clairvaux, d'une classification sociale reposant essentiellement sur la distinction du profane et du sacré et l'émergence de nouvelles formes de classification reposant sur des critères sociaux et servant de support à de nouvelles règles normatives. Ce sont également des questions de statuts sociaux qu'étudie Christopher Ocker en examinant la dévalorisation des ordres mendiants sur la base des concepts de dignité et d'indignité.

La sécularisation et la rationalisation des rapports entre morts et vivants font l'objet des contributions de Mireille Othenin-Girard et de Craig Koslofsky. Selon la première, le fantôme, figure de l'âme implorant la prière des vivants pour son salut, constitue l'un des acteurs de l'économie de réciprocité qui lie morts et vivants au Moyen Age, et dicte toute une série d'obligations morales entre les générations. Le rejet du Purgatoire par les doctrines protestantes conduit à une transformation de cette figure: elle ne représente plus les morts, mais l'intervention divine dans la conduite des croyants. Cette réinterprétation qui implique une séparation du monde des morts et de celui des vivants trouve, comme le montre Craig Koslofsky, une forme d'application concrète dans l'éloignement des cimetières hors des murs des villes en faveur duquel les élites protestantes allemandes militent pour des raisons d'hygiène.

La comparaison que Valentin Groebner construit entre les représentations de la crucifixion et les scènes rituelles d'exécution judiciaire de l'époque moderne constitue l'une des contributions les plus originales du volume. Si elle cadre d'un certain point de vue assez mal avec l'ensemble, puisqu'elle ne concerne en rien les réformes religieuses du 16<sup>e</sup> siècle, elle illustre en revanche la démarche épistémologique revendiquée par l'ouvrage: elle montre que codes iconographiques et codes rituels correspondent étroitement, de sorte que la perception d'une exécution mobilise un imaginaire alimenté par les représentations de la crucifixion et que celles-ci parlent à ceux qui les contemplent par la référence aux exécutions judiciaires qu'elles appellent. Presque aussi marginale par rapport à la question de la Réformation, l'étude des procès pour homicide à Zurich que livre Susanne Pohl est également très représentative de l'orientation générale qui caractérise le livre. C'est en effet à partir des pratiques judiciaires et infrajudiciaires de règlement des conflits liés à l'homicide qu'elle met en évidence une transformation des valeurs qui cimentent la société zurichoise de cette époque: une morale de l'honneur individuel et clanique cède la place durant le 15<sup>e</sup> siècle à une morale de la paix civile et du bien commun.

En rupture avec plusieurs lectures de l'iconoclasme proposées ces dernières années, Norbert Schnitzler restaure une interprétation de type social et politique: la crise iconoclaste qui se produit à Stalsund en 1525 s'inscrit pour lui dans la lutte que se livrent les élites urbaines pour le contrôle des institutions judiciaires et politiques de la ville. A partir de l'étude d'une série de représentations de pratiques de la magie et de la sorcellerie du 15<sup>e</sup> et du 16<sup>e</sup> siècles, Charles Zika décrit pour sa part très précisément le processus de diabolisation de ces pratiques. Minu-

tieusement attentive à la chronologie et à la moindre modification des codes iconographiques, cette étude parvient à démontrer la formation de l'image de la sorcière comme actrice d'un complot collectif contre les fondements de l'existence sociale. Le processus est certes globalement connu, mais Charles Zika souligne en particulier le rôle joué par ces représentations dans la diffusion d'un nouvel imaginaire démonologique.

Au-delà des éléments qu'amènent à leur thématique propre les différentes contributions qui composent cet ouvrage, ce qui retient l'attention, c'est moins l'apport épistémologique explicitement revendiqué par Bernhard Jussen et Craig Koslofsky, tout au moins tel qu'il est conceptualisé, que l'approche commune aux auteurs de ce livre consistant à considérer la culture comme un réseau de signes de différentes natures (images, discours, pratiques...), liés par une certaine grammaire et se prêtant par conséquent à interprétation. Cette approche trahit l'influence qu'exerce l'anthropologie anglo-saxonne, celle de Marshall Sahlins notamment, auquel Craig Koslofsky fait explicitement référence, ou encore celle de Clifford Geertz, auquel aucun des auteurs ne se réfère, mais dont la conception de la notion de «culture» est clairement assimilée. En ce sens, cette collection représente moins une sorte de «tournant critique» que la démonstration que l'appel lancé dès le début des années 1980 par des historiens tels que Natalie Z. Davis en faveur d'une collaboration plus étroite entre anthropologues et historiens commence à porter ses fruits. Le caractère très stimulant de plusieurs des essais réunis dans cet ouvrage encourage à la poursuite de cette collaboration.

*Christian Grosse (Genève)*





GEORG MÖLICH, GERD  
SCHWERHOFF (HG.)  
**KÖLN**  
**ALS KOMMUNIKATIONSZENTRUM**  
**STUDIEN ZUR FRÜHNEUZEITLICHEN**  
**STADTGESCHICHTE**  
**(DER RISS IM HIMMEL, 4)**

DUMONT, KÖLN 1999, 350 S., FR. 48.–

Soziale Beziehungen funktionieren über Kommunikation. In diesem Sinn richtet sich der 4. Band zur Ausstellung «Der Riss im Himmel», der 20 Beiträge zur Geschichte Kölns enthält, nicht nur an Interessenten der Kommunikationsgeschichte. Eine klare Definition von Kommunikation liefert die übersichtliche Einleitung bewusst nicht. Ziel der Herausgeber ist es, das von der älteren Forschung produzierte Bild einer rückständigen, von Zerfallsprozessen geprägten Stadt Köln zu revidieren oder zumindest zu ergänzen, was durchaus gelungen ist. Ebenso werden gewohnheitsmäßig gewählte Zäsuren wie der Beginn der frühen Neuzeit um 1500 in Frage gestellt. Der Band gliedert sich in vier Teile. Im ersten werden übergreifende Aspekte diskutiert, der zweite kreist um den Begriff Kommunikationszentrum (Ausstrahlung und Aussenbeziehungen Kölns), der dritte diskutiert den Kommunikationsraum (das Leben in der Stadt), und der vierte widmet sich der politischen Öffentlichkeit.

Der erste Teil wird mit einem Beitrag Eberhard Isenmanns zur Reichsstadt Köln eingeleitet, der die Rolle Kölns unter politischen und verfassungsrechtlichen Aspekten referiert. Der darauf folgende Aufsatz von Robert W. Scribner, der hier als erstmalige Übersetzung der englischen Fassung (1976) vorliegt, beantwortet die Frage, warum es in Köln keine Reformation gab. Lobenswert ist, dass Manfred Groten darauf folgend eine postscribnersche Kritik vornimmt und Scribners Thesen anhand der Ergebnisse der neue-

ren Forschung kritisch beleuchtet. Während Robert Jütte die Aktualität Scribners betont. Diese zwei intertextuellen Bezüge erlauben einen differenzierten Blick auf die Forschungen über Köln und Scribners Impulse dazu. Johannes Arndts Aufsatz eröffnet eigentlich den Themenkomplex «Kommunikationszentrum», ist jedoch merkwürdigerweise noch im übergreifenden Teil platziert. Er fokussiert die Funktion Kölns als kommunikatives Zentrum im Dreissigjährigen Krieg. Dabei bindet er die Bedeutung des Postwesens, des Buchdrucks und der Druckgrafiken sinnvoll ein. Er zeigt unter anderem auf, dass die kommunikativen Beziehungen für Kölns Selbstbehauptung sehr wichtig waren. An der Persönlichkeit Hermanns von Weinsberg erläutert Wolfgang Herborn detailliert die Reisen und Fahrten eines Kölner Bürgers im 16. Jahrhundert und stellt fest, dass er diese minutiös plante. Es gelingt Herborn in detaillierter Analyse, das durch die ältere Forschung verbreitete, irrtümliche Bild des Spiessbürgers Weinsberg zu demontieren. Anhand von Buchdrucken legt Wilfried Enderle für den Zeitraum von 1555–1648 die Wichtigkeit Kölns als Ort der Buchproduktion von katholischer Publizistik, die sich mehrheitlich an den akademischen Markt richtete, dar. Unter dem Aspekt der sozialen Beziehungen ist dieser Beitrag besonders spannend, da er aufzeigt, wie stark bereits überregionale Beziehungen unter Druckern und Verlegern vorherrschten und dass es sich um eine sehr kohärente Berufsgruppe handelte. Wolfgang Behringer untersucht das Post- und Zeitungswesen zu Beginn des 17. Jahrhunderts. Dabei kann er sehr schön darstellen, wie sich der Kölner Postmeister Henot aktiv gegen Leonhard von Taxis (spanisch-niederländischer Generalpostmeister) und das regionale städtische Botenwesen durchzusetzen versuchte. Der Plan eines Kölner Monopols



für das Reich scheiterte jedoch. Trotzdem wurde Köln als Nachrichtenzentrum bedeutend wichtiger und die «Etablierung des Postwesens zum folgenreichen Einschnitt». (202) Birgit Boge befasst sich anschliessend mit Heinrich Lindenborn, einem Satiriker, der das Medium der Zeitschrift rege nutzte, um den Kurfürsten Clemens August zu diffamieren. Sein Wirken kann denn auch als Wende in der Publizistik bezeichnet werden: War Lindenborn doch erster Satiriker in Köln und Herausgeber der ersten Zeitschrift in Bonn.

Mit Peter Glasners Aufsatz wird die Thematik «Kommunikationsraum», also die innerstädtische Kommunikation, eingeleitet. Zugleich kommt ein neuer Aspekt zur Geltung: Nämlich das Verhältnis von Bild- und Textsprache in Stadtdarstellungen im 16. Jahrhundert. Wobei deutlich wird, dass ein Wandel weg von Darstellungen der Sakralbauten hin zu profaneren Bildern von statten ging, der verbunden war mit der in schriftlichen Medien vorkommenden Betonung der politischen, wirtschaftlichen und militärischen Leistungen der Stadt. Klaus Miltzer zeigt anhand von Laienbruderschaften in Köln im 16. Jahrhundert, dass die 1576 vom Jesuiten Coster gegründete marianische Sodalität zwar spätmittelalterliche Züge mit aufnahm, jedoch auch neue Formen der Verehrung einführte und sich dementsprechend trotz Kritik der Reformatoren halten konnte. Margret Wensky widmet sich im anschliessenden Beitrag dem noch kaum erforschten Gebiet der Mädchenbildung in der Zeit vom 15. zum 17. Jahrhundert. Dabei wird deutlich, dass sich die Mädchenbildung im Spätmittelalter deutlich von der Jungenbildung unterschied und einen starken Praxisbezug aufwies. Seit dem 17. Jahrhundert spielten die Jesuiten auch hier eine zunehmend wichtige Rolle.

160 ■ Wolfgang Rosen analysiert die Beziehung

zwischen Rat, Bürger und geistlichen Institutionen anhand der Amortisationsgesetzgebung im frühneuzeitlichen Köln. Lag bisher der Schwerpunkt der Forschungen über die Massnahmen gegen die «Tote Hand» hauptsächlich im 14. Jahrhundert, so kommt Rosen für die spätere Zeit zu neuen Resultaten: Er kann sowohl Umgehungsstrategien wie auch Durchsetzungsmassnahmen detailliert aufzeigen und dadurch der Forschung neue Impulse liefern. Gunther Hirschfelders Beitrag untersucht das Kölner Gastgewerbe der Frühen Neuzeit und zeigt den Wandel von einer geringen Differenziertheit hin zu multifunktionalen Einrichtungen auf. Unter dem Aspekt der Kommunikation beschreibt Maria Barbara Rössner-Richarz das Phänomen Krankheit. Es gelingt ihr, das Thema anhand verschiedener Beziehungsfelder wie Patient-Arzt, Krankheit und Öffentlichkeit sowie Krankheit und Frömmigkeit darzustellen.

Der am politischen Handeln orientierte letzte Teil «Politische Öffentlichkeit» wird durch den Beitrag Joachim Deeters eingeleitet. Er referiert darin über die Kölner Bürgermeister und schildert deren soziale und verwandtschaftliche Beziehungen wie auch deren lokale Herkunft. Dabei stellt er unter anderem eine Tendenz zur Verjüngung des Eintrittsalters in Rat und Bürgermeisteramt und zu einer Akademisierung des Amtes fest, was auf eine zunehmende Professionalisierung schliessen lässt. Bernd Dreher untersucht die oligarchischen inneren Machtstrukturen im Stadtreghiment anhand des Prozesses gegen drei Bürgermeister um 1680. Besonders interessant zu lesen sind die Abschnitte über den Einbezug der Gemeindemitglieder in den Prozess und deren Aussagen zu Korruption und Amtsmissbrauch. Auch das Problem der Legitimation von Herrschaft in Zeiten der Kritik kommt durch einen weiteren



Abschnitt gut zur Geltung. Um kommunale Erinnerungskultur und soziales Gedächtnis am Beispiel von Bürgeraufständen in den Städten Aachen, Frankfurt und Köln geht es in der Darstellung von Robert Jütte. Der Vergleich erlaubt es ihm, Parallelen der Erinnerungskultur aufzuzeigen und deren Nichtsteuerbarkeit durch die Obrigkeiten darzustellen. Anhand des Kölner Supplikenwesens gelingt Gerd Schwerhoff eine Annäherung an ein Kommunikationsmedium zwischen Untertanen und Obrigkeit. Lobend zu erwähnen sind seine methodischen Überlegungen zur Aufschreibep Praxis und institutionellen Bearbeitung der Bittschriften, wie auch zu den Möglichkeiten der Auswertung dieses wenig erforschten Quellentypus.

Ergänzt wird der reich bebilderte Band durch eine Auswahlbibliografie zur Kölner Stadtgeschichte (1396–1794), die den kulturgeschichtlichen Anspruch erfüllt und auch zum Thema soziale Beziehungen einige Trouvaillen enthält. Trotz der grossen Anzahl der methodisch verschiedenartig gelagerten Beiträge und der Weitläufigkeit des Themas Kommunikation ist der vorliegende Band sehr zu empfehlen. Gibt er doch zahlreiche Anregungen und Ideen, den Forschungslücken und Untersuchungsgebieten auch in der eigenen Region nachzugehen und Neues zu entdecken.

*Michael Jucker (Zürich)*

**HORST CARL**  
**DER SCHWÄBISCHE BUND**  
**1488–1534**  
**LANDFRIEDEN UND GENOSSENSCHAFT IM ÜBERGANG VOM SPÄTMITTELALTER ZUR REFORMATION**

DRW-VERLAG WEINBRENNER, LEINFELDEN-ECHTERDINGEN 2000, 596 S., FR. 122.–

Bereits von Diebold Schilling als «Jüpenbund» verspottet und später von eidgenössischen Historikern als Instrument habsburgischer Hausmachtspolitik denunziert, nahm und nimmt der 1487/88 konstituierte Schwäbische Bund auf der Bühne der Schweizer Geschichtsschreibung die wenig dankbare Rolle des erfolglosen Rivalen ein, der im «Schwabenkrieg» von 1499 eine vernichtende Niederlage einstecken musste. Darüber hinaus ist das Schicksal dieser süddeutschen Einung weit gehend unbekannt – trotz oder vielleicht gerade wegen seiner strukturellen Nähe zum eidgenössischen Bündnissystem. Aber auch nördlich des Rheins stand der Schwäbische Bund lange im Schatten der Reichsgeschichte und erschien als Erscheinung von bestenfalls regionaler Bedeutung. Erst die eng mit der Person von Peter Moraw verknüpfte Neuorientierung der verfassungsgeschichtlichen Forschung über das alte Reich hat die Aufmerksamkeit auf «zweitrangige» Teilsysteme gelenkt, die stärker als bisher vermutet der Reichspolitik Impulse verliehen. Einen Schritt weiter geht jetzt die Habilitationsarbeit des Tübinger Historikers Horst Carl, seit kurzem Professor an der Universität Gießen, der den Schwäbischen Bund als «Knotenpunkt des Verfassungswandels» (510) und als «Motor der gestalteten Verdichtung des Reiches» (511) würdigt.

In der Tradition des Georgenschildes und von Städtebünden stehend, entwickelt sich der auf Initiative Kaiser Friedrichs III. hin gegründete Schwäbische

Bund zu einer überregionalen Organisation, die nicht nur erfolgreich für den Landfrieden kämpft, sondern auch eine immer grössere politische Eigenständigkeit gewinnt und mit Städten, Fürsten, Adligen und Prälaten die verschiedenen Stände einbindet, letztlich aber mit dem Verschwinden seiner Feinde – paradoxes Resultat seiner Erfolge – und vor der Herausforderung der religiösen Spaltung scheitert, ja scheitern muss. Der Bund wird zwar in seiner nicht einmal 50-jährigen Geschichte regelmässig von Brüchen begleitet, da er auf einzelne Jahre befristet ist und jeweils in mühseligen Verhandlungen verlängert wie erneuert werden muss, während sich die Zusammensetzung der Mitglieder wandelt und sich der geografische Schwerpunkt verlagert, trotzdem erweist er sich als effizientes Instrument genossenschaftlicher Politik. Glaubte die ältere Literatur einen steten Niedergang herausstreichen zu müssen, so präsentiert sich die Einung heute als Meilenstein föderaler Entwicklungen im süddeutschen Raum.

In Anlehnung an Moraw versteht Carl «Verfassungsgeschichte als Strukturgeschichte» (12) und fokussiert seine Aufmerksamkeit auf das «politische System»; die traditionelle Ereignisgeschichte hingegen, deren Rekonstruktion die Forschung angesichts der disparaten Überlieferungssituation vor grössere Probleme stellt, wird auf wenigen Seiten abgehandelt. Im Zentrum des Buchs stehen vielmehr grundsätzliche Aspekte der Bundesgeschichte wie das Verhältnis zum Monarchen, ständische Zusammensetzung, genossenschaftliche Organisation, «Funktionäre», Verwaltung und Kommunikation, Landfriedenswahrung und Schiedsgerichtsbarkeit sowie die Rolle der «Feinde». Mit dem fruchtbaren Einbezug prosopografischer, kultureller, soziologischer

und rechtshistorischer Aspekte entwirft Carl das schillernde Bild eines Bundes, der mit grossem Erfolg innere Widersprüche und äussere Herausforderungen aushalten und eine politische Kultur ausdifferenzieren kann, die Entwicklungen auf Reichsebene aufgreift, ohne eigene Wurzeln zu verleugnen.

Bei aller Dichte und Komplexität die Anschaulichkeit nie aus den Augen verlierend, gelingen dem Autor bei der Vertiefung struktureller Momente überraschende Einblicke in das «Funktionieren» des Bundes, der als Landfriedenseinung eigentlich ein spätmittelalterliches Relikt darstellt. Auch wenn eine verbindliche «Verfassung» Wunsch bleibt, eine Ausweitung der Tätigkeiten schnell an finanzielle Grenzen stösst und ständische wie regionale Unterschiede immer wieder für Spannungen sorgen, erscheint der Bund dank der Einbindung der Fürsten in genossenschaftliche Verfahrensformen, dank einer eng vernetzten politischen Führungsschicht, die mit Hilfe strikter Geheimhaltung auf egalitäre Weise Entscheidungen trifft, oder dank der Verrechtlichung von Konflikten erstaunlich homogen. Sogar das übermächtige Habsburg muss sich der paritätisch austarieren Bundespolitik beugen, die den Mindermächtigen einen beachtlichen Freiraum zusichert und damit letztlich die territoriale Gespaltenheit Süddeutschlands fortschreibt. Das beeindruckende Buch von Horst Carl, Frucht langjähriger Forschungstätigkeit und überzeugendes Beispiel für eine neue Politik- und Verfassungsgeschichte, weist die Geschichte der Bünde und Bündnisse in eine Richtung, von der die Schweizer Bundeshistoriografie (vorerst?) nur träumen kann.

*Peter Niederhäuser (Winterthur)*



---

**ALLGEMEINE  
BESPRECHUNGEN  
COMPTES RENDUS  
GENERAUX**

GIANNI HAVER,  
PATRICK J. GYGER (ED.)  
**DE BEAUX LENDEMAINS?**  
HISTOIRE, SOCIÉTÉ ET POLITIQUE  
DANS LA SCIENCE-FICTION

COLLECTION MEDIAS ET HISTOIRE, EDITIONS  
ANTIPODES, LAUSANNE, 2002, 213 P., FS 30.–

Le deuxième volume de la collection Médias et Histoire (Editions Antipodes) nous propose quelques pistes sur le chemin, encore trop peu fréquenté, des études de la science-fiction. S'il est indéniable que ce champ apparaît de prime abord comme fort heuristique pour les sciences humaines, il a néanmoins le don de dérouter celles et ceux qui voudraient y voir un simple «reflet» de la société et y importer des analyses par trop manichéennes. Loin de l'être, les contributions présentées dans cet ouvrage plaident plutôt pour l'interdisciplinarité.

Dans un premier volet, trois études se penchent sur les fortunes diverses de certains courants de science-fiction au cours du temps. On y découvre comment les formes d'utopie changent périodiquement pour devenir parfois des «dystopies», des «preuves par l'absurde de l'échec de l'utopie» qui traduisent des époques plus pessimistes dans leur construction d'un idéal. Mais il serait faux de croire que le genre utopique reste cantonné aux seuls cinéma et littérature, comme le montre une contribution sur les utopies musicales, appelées «usonies» et une autre, consacrée au «*post-atomique* cinématographique» dont le genre évolue parallèlement aux perceptions sociales de l'arme atomique. Donnant leur point de vue sur ce que le futur pourrait être,

ces films mettent en scène un hypothétique monde d'«après la bombe» qui semble «résolument tourné vers le passé». On prend la mesure ici de l'intérêt éminemment historique de ces analyses qui vont chercher comment, à travers la permanence d'un genre, d'une étiquette, les expressions et les préoccupations peuvent varier sensiblement.

Dans un volet plus synchronique, la démarche adoptée par quatre autres auteurs consiste à montrer comment divers types de science-fiction mettent en scène de manière plus ou moins subtile les sociétés dont ils sont issus. Deux articles mettent en évidence des traits saillants de la société américaine tels qu'ils sont mis en scène au cinéma. Ainsi les films catastrophes hollywoodiens peuvent être abordés comme «pratiques narratives et esthétiques» offrant une certaine représentation du pouvoir politique américain et de sa place dans le monde. Offrant un point de vue théologique original, une autre contribution explique comment la science-fiction «positive» américaine peut être vue comme une véritable occasion donnée à l'Amérique de «renouveler sa foi dans le système américain à travers la célébration de la cosmologie des pères fondateurs». Ces deux exemples américains montrent comment la science-fiction, apparemment déconnectée du présent, garde en fait un rapport plus qu'étroit avec son contexte d'apparition, tout en proposant un langage qui doit être déchiffré. Deux autres travaux s'intéressent, quant à eux, à la définition de l'être humain et du corps. Le premier s'attache à analyser les représentations récurrentes de l'être humain, ou plutôt



des différents états d'humanité et leur hiérarchisation dans les films post-apocalyptiques. Le second met en lumière les représentations du corps issues de la littérature *cyberpunk* et qui révèle de troublantes analogies avec des discours scientifiques contemporains ou futurologiques sur les interfaces humain/machine. Ce sont donc ici des questions anthropologiques fondamentales qui transparaissent dans des œuvres trop souvent dédaignées car étiquetées comme appartenant à la «culture populaire». Mais on commence enfin à mesurer l'importance prise par ces médias de masse dans nos sociétés et à ne plus sous-estimer leurs capacités à réinterroger des thèmes classiques comme la définition de l'être humain, que cela soit au travers de son corps ou par son organisation sociale et politique.

Pour finir, l'ouvrage aborde le problème du point de vue par le biais de trois contributions qui se livrent à de l'analyse de film de manière aussi différente que complémentaire. L'examen minutieux de *Total Recall* entame une réflexion sur l'«apparente incohérence» et le caractère volontairement ambigu de ce film. Ainsi se trouve posée la question de la marge de manœuvre dont dispose un cinéaste pour brouiller les pistes de décryptage et pour ne pas se laisser enfermer dans des catégories toutes faites. Par la contribution sur *Dark City*, la ville et les visions d'anticipation qu'elle engendre sont comparées au futur que dessinent les architectes et urbanistes contemporains. L'analyse de l'aventure de *2069*, qui semble être le seul film de science-fiction jamais produit dans notre pays, permet de retracer un morceau de l'histoire du cinéma helvétique et même de voir en cette œuvre et ses contradictions une «naissance avortée» du nouveau cinéma suisse.

Sous le thème fédérateur de la science-fiction et de ses liens complexes avec la société, cet ouvrage s'attache à

présenter une diversité d'approches et de corpus qui s'interrogent et s'éclairent mutuellement. On n'aurait certainement pas tort d'y lire une invitation à débattre et à travailler scientifiquement sur ce chantier encore peu entamé, et de considérer cet «Objet Virtuellement Non Investigué» qu'est la science-fiction comme un objet d'étude socio-historique reconnu.

*Mathieu Carnal (Lausanne)*

**WERNER BAUMANN,  
PETER MOSER  
BAUERN IM INDUSTRIESTAAT  
AGRARPOLITISCHE KONZEPTIONEN  
UND BÄUERLICHE BEWEGUNGEN  
IN DER SCHWEIZ 1918–1968**

ORELL FÜSSLI, ZÜRICH 1999, XIV UND 513 S.,  
MIT 18 ABB. UND 13 GRAFIKEN, FR. 68.–

Niemals in der Geschichte der Menschheit waren Nahrungsmittel so preisgünstig und so reichlich zu haben wie in den westlichen Industrieländern heute. Und doch rückt die Landwirtschaft periodisch in den Brennpunkt der öffentlichen Aufmerksamkeit. Rinderwahnsinn und gentechnisch veränderte Lebensmittel verunsichern die Bevölkerung, hormonhaltiges Fleisch wird geächtet, Teile der bäuerlichen Bevölkerung stemmen sich gegen das Diktat des oligopolen Marktes. Niemand kann nachvollziehen, wie es zur heutigen Situation gekommen ist, weil die Industrialisierung der Landwirtschaft in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts und die damit verbundenen ökologischen und ökonomischen Nebenwirkungen von der Geschichtswissenschaft bisher nicht aufgegriffen worden sind.

Diesen Fragen haben sich die beiden Autoren Werner Baumann und Peter Moser gestellt. Es ist ihnen gelungen, etwas Licht ins Dunkel zu bringen, indem sie



erstmal die schweizerische Agrarpolitik im 20. Jahrhundert im historischen Kontext dargestellt und die politische Rolle von Bauern und von bäuerlichen Bewegungen hinterfragt haben. Im ersten Teil werden Agrarpolitik und Agrarmodernisierung überblicksmässig dargestellt. Im zweiten und dritten Teil werden die von den parastaatlichen Verbänden und der Abteilung für Landwirtschaft der Bundesverwaltung propagierten agrarpolitischen Konzeptionen, die teilweise in Opposition zur offiziellen Interessenpolitik stehenden bäuerlichen Bewegungen und die tiefgreifende Umgestaltung von Arbeit und Alltag auf den Bauernhöfen eingehender untersucht.

Die wesentlichen Befunde der beiden Autoren lassen aufhorchen: Erstens reagierte die Agrarbürokratie nicht primär auf die geschickte Interessenpolitik einer mächtigen Bauernlobby, wie bisher angenommen worden ist. Vielmehr wurde die Agrarpolitik seit der Jahrhundertwende von Verwaltung, Industrie- und Agrarverbänden gemeinsam getragen. Zu Unrecht hat man die Bauern als eine staatlich geschützte und auf Kosten der Steuerzahler privilegierte Produzentengruppe wahrgenommen und Agrarpolitik auf die Ebene einer sektoralen Interessenpolitik reduziert. Zweitens stand die öffentlich geäusserte Legitimation der Agrarpolitik in deutlichem Widerspruch zu ihren Ergebnissen. Sie diente nicht der Erhaltung einer bäuerlichen (das heisst naturnahen) Landwirtschaft, wie es ihrem gesetzlichen Auftrag entsprach. Sie war vielmehr von Anfang an darauf angelegt, den Agrarsektor bruchlos in die industrielle Wachstumsgesellschaft zu integrieren und ihrer Logik zu unterwerfen. Kurz – Agrarpolitik war nicht nur Interessenpolitik, sondern von Anfang an auch Gesellschaftspolitik.

Gegen Ende des Ersten Weltkrieges hatte eine grassierende Lebensmittel-

knappeheit den bestimmenden Kreisen in Erinnerung gerufen, dass Situationen gestörter Lebensmittelversorgung ein bedeutendes politisches Konfliktpotenzial bergen, eine Tatsache, die seit der Ankoppelung der Schweiz an das weltweite Verkehrsnetz in Vergessenheit geraten war. Das Trauma von 1918 mündete Ende der 1930er-Jahre in eine neue agrarpolitische Konzeption, die den Agrarsektor im Dienst der Landesversorgung zu regulieren, gleichzeitig aber seine ökonomische Leistungsfähigkeit zu steigern gedachte. Im Landwirtschaftsgesetz von 1951, das als blosser Überführung bäuerlicher Privilegien aus der Anbauschlacht gilt, wurde für dieses Konzept eine rechtliche Grundlage geschaffen. Dabei blieb der Agrarsektor als Ganzes gegen das Auf und Ab der Weltmarktpreise geschützt, während die Bauern unter sich einem durch den Staat forcierten Wettbewerb ausgesetzt wurden. Allein die Experten in der Bundesverwaltung definierten die Höhe der Produzentenpreise und entschieden mit der Vergabe von Subventionen, welche Höfe überlebensfähig waren und welche zu verschwinden hatten. Anhand einer grossen Fülle von verwaltungsinternem Quellenmaterial weisen die Autoren akribisch nach, wie der Staat in der Nachkriegszeit den Strukturwandel vorantrieb und steuerte. Das rituelle Geplänkel über Milchpreise und Butterberge in der politischen Arena lenkte von der Tatsache ab, dass über die eigentliche Zielsetzung der Rationalisierung ein breiter Konsens bestand. Diese Konzepte waren auf internationalen Agrarkonferenzen in den 1950er-Jahren entwickelt worden, an denen die Schweiz von Anbeginn an vertreten war. Die beiden Autoren weisen mit aller Deutlichkeit darauf hin, dass Absichtserklärungen und praktizierte Politik im Agrarsektor weit auseinander klappten und dass sich die Öffentlichkeit

von der politischen Rhetorik irreführen liess. Die staatliche Landwirtschaftspolitik erfüllte in erster Linie die Bedürfnisse der nichtbäuerlichen Bevölkerung. Es gelang der staatlichen Agrarpolitik, die widerstandsträchtigen bäuerlichen Mentalitäts- und Wirtschaftsstrukturen aufzubrechen und abzutragen und die marktinduzierte Schrumpfung der bäuerlichen Bevölkerung geräuschlos über die Bühne zu bringen. Der forcierte technisch-wissenschaftliche Fortschritt brachte beachtliche Produktivitätsgewinne und integrierte die Produzenten in eine von wenigen Käufern dominierte Agro-Food-Kette. Weniger gut wurden die ökologischen und ökonomischen Nebenwirkungen dieses Prozesses bewältigt: Es wurde übersehen, dass ein Grossteil der Landwirtschaft über den Boden und die Nutztiere mit biologischen Prozessen verbunden blieb, deren Eigendynamik nicht zu überblicken und zu steuern ist. Es wurde nicht einkalkuliert, dass es sich bei der menschlichen Nahrungskette um einen höchst skandalträchtigen Bereich handelt, und es wurde nicht damit gerechnet, dass eine «reflexive Wissenschaft» (Beck) unter dem Druck der Medien Fehlentwicklungen schonungslos aufdecken und dem Markt zur Bestrafung zuweisen könnte. Im Weiteren unterschätzte man die Konsequenzen einer langfristigen agrarischen Überproduktion für die Bundeskasse und das Niveau der langfristigen Verschuldung.

Mit «Bauern im Industriestaat» liegt eine empirisch fundierte, überzeugende, brilliant verfasste Analyse der schweizerischen Agrarpolitik vor, deren Ergebnisse über die Schweiz hinaus auf parallele Entwicklungen in der EWG/EU verweisen. Wer sich ernsthaft um das Verständnis der (Wirtschafts-)Politik im 20. Jahrhundert bemüht, wird an diesem Buch nicht vorbeikommen.

EDUARD JOOS,  
STEFAN SIGERIST (HG.)  
**SCHAFFHAUSER KANTONS-  
GESCHICHTE DES 19. UND  
20. JAHRHUNDERTS**  
**BAND 1: BEVÖLKERUNG, WIRT-  
SCHAFT, LANDWIRTSCHAFT**

HISTORISCHER VEREIN DES KANTONS SCHAFFHAUSEN, SCHAFFHAUSEN 2001, 591 S., FR. 98.–

Ein Problem wirtschafts- und sozialhistorisch orientierter Regional- und Kantongeschichten besteht darin, dass strukturelle Prozesse beschrieben werden müssen, die allgemeinerer Natur sind, in vielen Regionen analog auftreten und so in diesen Studien oft ähnlich thematisiert werden. Wie wird dieses Historikerdilemma in der neuen *Schaffhauser Kantongeschichte des 19. und 20. Jahrhunderts* angegangen, deren 1. Band rechtzeitig zum Jubiläum des Bundesbeitritts 2001 erschienen ist?

Der Band ist zweigeteilt in einen Überblick über die Gesamtentwicklung des Kantons und in Einzelkapitel zu Bevölkerungsgeschichte, Wirtschaft (mit Schwerpunkt Industrie) und Landwirtschaft. Der *Überblick über die Kantongeschichte*, von Ruedi Eppe verfasst, beleuchtet auf 140 Seiten aus einer wirtschafts- und sozialgeschichtlichen Perspektive argumentierend und erklärend die strukturelle Entwicklung des Kantons. Auf dieser knappen Überblicksebene werden am Beispiel Schaffhausens viele Grundzüge der modernen Entwicklung beschrieben, wie sie für andere Regionen ebenfalls gelten. Doch bietet die sorgfältige Darstellung einem breiteren Publikum wie auch der Schule zweifellos eine wertvolle historische Verständnisbasis. Da jeder Abschnitt mit einem «Fallbeispiel» eingeleitet ist, werden abstraktere Entwicklungen konkret nachvollziehbar.

Gleichzeitig werden von Eppe Besonderheiten schaffhausischer Geschichte





erläutert. Zwei von ihnen sollen hier hervorgehoben werden. Da ist einmal die vergleichsweise späte, dann aber sehr intensive Industrialisierung in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Epple bringt dies einleuchtend mit dem Fehlen einer «Protoindustrialisierung» im Kanton in Zusammenhang, wie sie etwa Textilgegenden wie das Zürcher Oberland kannten. Wie sehr dafür der – im Vergleich mit Zürich und Genf – fehlende Einfluss von Glaubensflüchtlingen verantwortlich gemacht werden kann, wie Epple meint, bleibt offen, da dieses Thema über den zeitlichen Rahmen der Kantongeschichte zurückreicht. Eine andere Sonderentwicklung in Schaffhausen ist der praktisch geschlossene Übertritt der Schaffhauser Sozialdemokraten 1921 zur Kommunistischen Partei der Schweiz, die schliesslich 1932 mit Walther Bringolf sogar das Stadtpräsidium in der «Arbeiterstadt» übernahm. Epple führt das Phänomen auf den persönlichen Einfluss einiger Exponenten zurück. Hier darf man gespannt sein auf ausführlichere Darstellungen im 2. Band der Kantongeschichte. Immerhin dürfte es kein Zufall sein, dass gerade in zwei Grenzkantonen – Schaffhausen und Genf – die einzigen kommunistischen beziehungsweise linkssozialistischen Exekutivchefs der Schweiz auftraten.

Die Kapitel zu Einzelthemen fallen erfreulicherweise nicht durch Wiederholungen des Überblicks auf, sondern durch vielfältige und anschauliche Vertiefungen. In Auseinandersetzung mit allgemeinen Thesen diskutiert Mark Wüst Gemeinsamkeiten und Besonderheiten der Schaffhauser «Bevölkerungsgeschichte» im Vergleich zu Trends anderer Regionen. So verzeichnete der Grenzkanton während der meisten Zählperioden ein deutlich geringeres prozentuales Wachstum als die Schweiz insgesamt. Eindrücklich sind konkrete Beschreibungen

historischer Situationen, die sich hinter abstrakten «Kurvenausschlägen» verstecken: Epidemien, Kriegswirren, Hungerkrisen, Säuglingssterblichkeit, aber auch Nachkriegsbabyboom und Pillenknick. Schaffhausen war im ganzen 19. Jahrhundert ausgeprägtes Auswanderungsgebiet. Ursachen und Ablauf solcher (organisierter, behördlich geförderter) Überseewanderungen werden anschaulich erläutert. Gerne würde man die Schicksale der Ausgewanderten in der Neuen Welt weiter verfolgen ...

Weniger sichtbar an übergreifenden Fragestellungen, eher an Einzelaspekten orientiert sich das Kapitel «Wirtschaft» von Adrian Knoepfli und Hans Ulrich Wipf. Zunächst werden ältere Thesen über die Bedeutung einzelner Umstände für die späte, dann aber rasante wirtschaftliche Dynamik Schaffhausens diskutiert und differenziert. Besonders herausgearbeitet wird die Lage des Handwerks im 19. Jahrhundert. Die Entstehung und Entwicklung industrieller Betriebe wird detailliert verfolgt. Allgemeinere wirtschaftshistorische Fragen wie etwa die nach der inneren Logik der Herausbildung einer relativen «Monostruktur» Schaffhausens im Bereich von Metall- und Maschinenindustrie werden nicht systematisch behandelt, sodass dem Kapitel in der Darstellungsform etwas informationslastig fragmentiertes anhaftet. Grundlegend neu und eindrucklich ist die Darstellung des Strukturwandels von 1975 bis heute, in welchem der Industriekanton allein in den Branchen Metall, Maschinen und Uhren zwischen 1965 und 1998 rund 9000 Arbeitsplätze verlor.

Besonders interessiert heute der Abschnitt über das Verhalten der Schaffhauser Industrie im Zweiten Weltkrieg. Die Produktion für die Rüstungsindustrie der kriegführenden Länder wird nüchtern erläutert. (Mitautor Hans Ulrich Wipf hat das Thema auch in einer separaten Studie



über die Georg Fischer AG intensiv untersucht.) Deutlich wird die Selbstverständlichkeit, mit der Waffen- und Munitionsgüter geliefert wurden. Die Autoren weisen darauf hin, dass angesichts einer zu befürchtenden Massenarbeitslosigkeit auch die Arbeiterbewegung keinerlei Protest verlauten liess. In einer einzigen Einsendung zur Thematik in der «Arbeiterzeitung» fand sich Kritik von «einigen Kirchgenossen» an der Produktion von Bestandteilen jenes «stählernen Ungeheuers, welches Menschenfleisch zerhackt».

Im Kapitel «Landwirtschaft» verweigern sich die Autoren (Werner Baumann, Peter Moser) einer platten Modernisierungssicht, welche die Bauern als rückständige Traditionalisten verschreit. Vielmehr zeigen sie die innere Logik auf, mit der die zahlreichen Kleinbauern der Schaffhauser Landschaft lange Zeit – analog zu Süddeutschland – an einer traditionellen Agrarwirtschaft festhielten, da Familienbetrieb und herkömmliche Anbauweise am ehesten in der Lage waren, mit weit gehender Selbstversorgung Existenzen zu sichern. Basis war eine Mischwirtschaft, in der sich lange Ackerbau und Weinbau ausgleichend ergänzten. Dieses starke bäuerliche Milieu entwickelte eine Subkultur mit hauptamtlichem Bauernsekretär, Partei, Tageszeitung und Genossenschaften, welche an die Modernisierung heranführten. Besonders Gewicht wird dabei den – organisierten – Bäuerinnen zugemessen, welche in der Zwischenkriegszeit mit der Vermarktung von Beeren, Gemüse, Eiern usw. wesentliches zur Stabilisierung der Höfe beitrugen. Der Strukturwandel der Nachkriegszeit war dann in der Schaffhauser Landwirtschaft besonders rasant. Erfreulicherweise kommt hier wie im ganzen Band immer wieder das Thema Umwelt zur Sprache.

Dass vom schön aufgemachten und reich illustrierten dicken Buch im März

2002 bereits mehr als die Hälfte der Auflage von 4000 Exemplaren verkauft war, darf als Erfolg gelten. Band 2 (Politik, Bildung, Gesundheit, Verkehr, Grenzen) soll im Juni, Band 3 (Gesellschaft, Alltag, Kultur, Siedlung, Religion und Kirchen) im November 2002 erscheinen.

*Felix Müller (Zürich)*

**JOSEPH JUNG  
DIE WINTERTHUR  
EINE VERSICHERUNGSGESCHICHTE**

NZZ-VERLAG, ZÜRICH 2000, 470 S., FR. 58.–

«Wer seine Geschichte nicht kennt, hat keine Zukunft», gibt VR-Präsident Peter Spälti der Winterthur im Vorwort zur Firmenschrift mit auf ihren Weg. Entstanden ist allerdings weit mehr als eine traditionelle Firmengeschichte. In Methode, Aufbau und Gestaltung an den ebenfalls 2000 veröffentlichten Band *Von der Schweizerischen Kreditanstalt zur Credit Suisse Group* anknüpfend, legt Jung nun eine nach wissenschaftlichen Kriterien erarbeitete, gut lesbare und sich an ein breites Publikum wendende Versicherungsgeschichte vor. Indem der Autor stets über die Schranken der Winterthur hinaus das wirtschaftliche, politische und gesellschaftliche Umfeld einzubeziehen sucht, erhebt dieser Band (wie zuvor die Bankengeschichte) den Anspruch einer exemplarischen schweizerischen Versicherungsgeschichte – einer Geschichte, die von der Winterthur als führender Gesellschaft massgeblich mitgeprägt wurde. Obschon die Gesellschaft im Jahr 2000 ihr 125-jähriges Bestehen begehen konnte, trägt das Buch (vom Schlussteil abgesehen) nicht den Charakter einer Festschrift. Und wie Spälti und Jung betonen, entstand es in aller Unabhängigkeit und auf der Grundlage sämtlicher verfügbaren internen Quellen.



Der Band ist in vier Teile gegliedert: Der erste, «Ereignisse und Entwicklungen» überschriebene Teil zeichnet auf rund 100 Seiten die Ausbildung des Versicherungsplatzes Schweiz nach und schildert dann in vier Kapiteln die Entwicklung der Winterthur vom ersten spezialisierten Unfallversicherer der Schweiz 1875 bis zum weltweit tätigen Versicherungsunternehmen und zum Allfinanzpartner im Schoss der Credit Suisse Group am Ende des 20. Jahrhunderts. Der zweite und umfangreichste Teil gibt auf über 250 Seiten einen Überblick über die äussere Expansion und den Geschäftsverlauf der Winterthur Gruppe. In den drei folgenden, thematisch konzipierten Kapiteln kommen die Allfinanzstrategie, die Versicherung als Teil des sozialen Netzes in der Schweiz sowie die wichtigsten Risiken und die Verlagerung der Sicherheitsbedürfnisse im Lauf der letzten 125 Jahre zur Sprache. Im Mittelpunkt des dritten Teils stehen die «Menschen und Mittel». Geschildert werden die Arbeitswelt der von 6 auf rund 3500 Personen angewachsenen Mitarbeiterzahl am Hauptsitz in Winterthur, die grossen Fortschritte in Statistik und versicherungsmathematischen Modellen zur Risikoberechnung sowie die besonderen Herausforderungen einer Versicherung auf dem Gebiet von Werbung und Public Relations. Auf eine kurze Standortbestimmung von CEO Thomas Wellauer setzen sich im abschliessenden vierten (der Logik einer Festschrift gehorchenden) Teil neun als «zukunftsweisende Denker» vorgestellte Persönlichkeiten in kurzen Essays mit den «Herausforderungen der Zukunft» auseinander. Ein Anhang mit einer Chronologie zur Expansion der Winterthur und weiteren nützlichen Daten runden das Buch ab.

Veränderungen in den wirtschaftlichen und gesetzlichen Rahmenbedingungen zwangen die Winterthur immer

wieder zu teilweise schmerzhaften Kurskorrekturen. Trotzdem blieb die Gesellschaft – von einer schweren Krise wenige Jahre nach ihrer Gründung abgesehen, welche sie beinahe in den Bankrott trieb – von grossen Geschäftseinbrüchen verschont und konnte auch während der beiden Weltkriege solide Abschlüsse vorweisen. Kurz vor dem Ende des Ersten Weltkriegs wurde die Winterthur in Frankreich wegen einiger Bagatellen auf die Schwarze Liste gesetzt; weit mehr als die Kriegswirren machte ihr indes die Einführung der obligatorischen Unfallversicherung in der Schweiz (bei der SUVA) zu schaffen. Die notwendige Neuausrichtung führte auch zur Aufnahme des Lebensversicherungsgeschäfts 1923. Auf Grund einschneidender Strukturveränderungen in wichtigen europäischen Märkten beschloss der Verwaltungsrat 1935, den Schritt nach Übersee in die USA zu wagen, in der Hoffnung, damit Prämienausfälle in Europa zu kompensieren und ausserdem einen besseren Risikoausgleich zu erreichen. Die Ausführungen zur Winterthur während des «Dritten Reichs» enthalten selbstkritische Einschätzungen und präsentieren «schwierige», «ambivalente» und «problematische» Geschäftsentscheidungen. Auf die Auslotung von Handlungsspielräumen wird zu Gunsten der pauschalen Annahme verzichtet, dass die Winterthur «keine andere Wahl» gehabt habe, «als sich dem System und den Normen anzupassen, [...] wollte sie ihre Geschäfte weiterführen». (85) Tatsächlich hatte die deutsche Zweigniederlassung der Winterthur 1940 die Weiterführung des Geschäfts zur Disposition gestellt, doch wollte der schweizerische Verwaltungsrat von einem Rückzug nichts wissen. Kritische Worte findet Jung für das Verhalten der Winterthur Leben gegenüber jüdischen Versicherungsnehmern, deren Policen vom deutschen Fiskus konfisziert

worden waren: Die Schweizer Versicherer hätten ihnen im Rahmen der Wiedergutmachungsverfahren nur zurückhaltend Unterstützung gewährt. Insgesamt bestätigt Jung die bereits im Juni 1997 von VR-Präsident Spälti gemachte Feststellung, «dass sich die Winterthur kein unethisches Geschäftsverhalten zu schulden kommen liess, das über ein minimales, in der damals ausserordentlich schwierigen Zeit unvermeidbares Mass der Anpassung hinaus gegangen wäre» (Referat anlässlich der 121. ordentlichen Generalversammlung vom 19. Juni 1997, S. 7 f.).

Die Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg zeichnet sich durch den Trend zur Allbranchenversicherung – damit auch zur Konzentration innerhalb der Branche – und ab Mitte der 1970er-Jahre durch einen weiteren Entwicklungsschub im Zeichen der Internationalisierung aus. Die Deregulierung der Märkte führte in den 1990er-Jahren Banken und Versicherungsgesellschaften unter der gemeinsamen Klammer der Vorsorge und Vermögensverwaltung zu mächtigen Allfinanzkonzernen zusammen und damit in gewisser Weise zu den Ursprüngen des modernen Versicherungswesens Mitte des 19. Jahrhunderts zurück, als rasch expandierende Banken die Gründung von Versicherungsgesellschaften vorangetrieben hatten. Die Winterthur strebte in dieser Phase einen Rang unter den fünf grössten Versicherungsgesellschaften Europas an. Sie vermochte ihr Prämienvolumen bis Ende der 1980er-Jahre zwar massiv zu steigern, verfehlte aber in einigen Märkten die kritische Grösse. Ausserdem konnte die Ertragslage, die in der Unternehmensstrategie Vorrang vor Wachstum hatte, mit der Expansion nicht Schritt halten. Jung spricht für diese Jahre von einer Krise, die den Konzern auch an eine strategische Zusammenarbeit oder sogar eine Fusion mit einem starken Partner denken liess. Die 1992 eingeleitete Fokussierung

auf ertragsreichere Geschäftsfelder verbesserte die Ertragslage kontinuierlich. Um das Potenzial des Allfinanzgedankens besser realisieren zu können, sah sich die Winterthur Mitte der 1990er-Jahre nach einem Partner zur Ergänzung ihres Kerngeschäfts um. Nachdem die UBS entsprechende Avancen der ihr seit der Gründung nahe stehenden Winterthur schnöde zurückgewiesen hatte und eine Partnerschaft mit der CS-nahen Rentenanstalt einging, gab die Winterthur im Frühjahr 1996 eine enge Kooperation mit der CS Holding bekannt. Diese führte unter dem Druck massiver Aktienkäufe von Ebners BZ Bank nur gut ein Jahr später zur Fusion mit der neuen Credit Suisse Group. Trotz Jungs Bemühen um Transparenz wird an dieser Stelle deutlich, dass die Hintergründe für die Entwicklungen seit Ende der 1980er-Jahre nur andeutungsweise geschildert werden können und dass sich keine wissenschaftliche Darstellung zu einer Geschäftsepoche verfassen lässt, deren Protagonisten bis vor kurzem in Amt und Würde waren oder es weiterhin sind.

Entstanden ist ein leicht verständliches Buch, das sich zwar an vielen Stellen eher an der Oberfläche bewegt und die Entwicklung der Winterthur als praktisch ungebrochene Erfolgsstory präsentiert, dem aber das grosse Verdienst zukommt, die Versicherungsgeschichte der Schweiz nicht bloss als Sammlung von Festreden und Anekdoten begriffen, sondern sie als ernst zu nehmenden Forschungsgegenstand eingeführt und damit einen Standard gesetzt zu haben.

*Stefan Karlen (Küsnacht)*





**HELENE PASQUIER**  
**«LA CHASSE A L'HECTOLITRE»**  
**LA BARASSERIE MÜLLER**  
**A NEUCHÂTEL (1885-1953).**

NEUCHÂTEL, EDITIONS ALPHIL, 2001, 158 P., FS 40.-

L'Europe du milieu 19e se scinde en deux cultures alimentaires, celle du vin au sud et celle de la bière au nord. Comme la France, la Suisse se situe à cheval sur la frontière. Sa partie germanophone est plutôt de tradition brassicole tandis que le reste du pays est résolument vinicole. Il y a un marché à conquérir pour la bière dont la consommation par tête est encore faible (23 litres en 1872 contre 219 en Bavière ou 145 en Belgique). Cette extension sera entre autres favorisée par les problèmes rencontrés par le vin (maladies), l'essor des moyens de transports (notamment le chemin de fer) et certains progrès techniques (maîtrise de la fermentation, machines à produire du froid...). Le troisième quart du siècle est un âge d'or pour la brasserie suisse; le nombre d'établissements triple entre 1850 et 1885 tandis que durant la même période la production est multipliée par 9 et la consommation par tête par 7. Or, les progrès considérables que fait ce secteur agro-alimentaire transforment un artisanat en industrie et impliquent des mutations importantes et coûteuses au sein des unités de production. Pour survivre il faut produire plus et étendre son aire de diffusion. Le territoire suisse se sature rapidement et la corporation se fédère pour lutter contre les effets pervers d'une concurrence sauvage. Au fil du temps, la politique de la Société suisse des brasseurs se durcit, devenant de plus en plus protectionniste et contraignante. Si, pendant presque un siècle, ces efforts semblent assez payants, l'excès de protectionnisme ne réussit pas plus à sauver la multitude des établissements brassicoles suisses que ceux des pays voisins et la production tend à se

concentrer, tout comme ailleurs. A la fin du 20e siècle les contraintes sont intolérables sous peine d'étouffement, aussi le cartel implose au début des années 1990, obligeant l'entier du marché de la bière à se restructurer de façon drastique.

Le cas de la brasserie Muller est tout à fait intéressant dans la mesure où il est un parfait exemple de la politique menée dans le secteur de la brasserie pendant un gros siècle. Ce petit établissement s'installe sur les bords du lac de Neuchâtel au moment du grand essor brassicole et disparaît quelques années après son absorption par Feldschlösschen en 1972 en une période où seules les toutes petites ou les très grandes brasseries ont des chances de survie.

Le première partie de l'ouvrage d'Hélène Pasquier est consacrée à la structure familiale de la brasserie. Elle trace les grandes lignes de l'histoire de l'établissement de 1860 à 1980 et notamment ses débuts, le temps de ces pionniers qui prennent le pari hasardeux de modifier les mentalités alimentaires d'une région, mais aussi le temps de ces artisans qui se transforment en industriels. Il s'agit souvent d'immigrés, et plus rarement d'autochtones curieux vaguement autodidactes, partis en Alsace, en Allemagne ou en Belgique pour acquérir les arcanes d'un métier basé plus souvent sur des savoir-faire empiriques que sur des acquis techniques.

Au chapitre suivant l'auteur s'intéresse au marché de la bière et aux différents facteurs qui favorisent l'extension de ce marché dans la deuxième moitié du 19e siècle. L'explication concernant le génial réfrigérant tubulaire de l'ardennais Jean-Louis Baudelot n'est cependant pas tout à fait exacte. Il ne s'agit pas comme le dit l'auteur d'une «sorte de paroi au dos de laquelle coulait d'un côté une eau de source froide et de l'autre le moût à refroidir», mais d'une superposition de tubes d'abord circulaires puis elliptiques



dans lesquels circule de l'eau tandis que la bière ruisselle à l'air libre, ce qui, d'un point de vue économique n'est pas innocent. Cette invention brassicole majeure permet un accroissement qualitatif important que l'on ne mesure pas sous la plume de l'auteur.

La troisième partie intitulée *Les stratégies adoptées par la Brasserie Müller* est à notre avis la plus réussie et la plus originale. L'auteur y décrit magnifiquement les techniques appliquées par la brasserie pour étendre son marché dans un paysage complètement saturé dans lequel la Société suisse des brasseurs fait figure d'arbitre, édictant règlement sur règlement pour tenter de juguler les effets pervers de la concurrence. L'analyse d'Hélène Pasquier est tout à fait remarquable; elle explore tous les cas auxquels le patron est appelé à faire face pour parvenir à étendre son aire de diffusion: recherche de clientèle, rachat de brasseries, politique de séduction auprès des cafetiers, entorses aux règlements édictés par la corporation, etc... L'auteur explique avec beaucoup de clarté et à l'aide d'exemples pertinents l'ensemble des phénomènes décrits.

L'ouvrage d'Hélène Pasquier comble indiscutablement un manque certain dans l'étude de la brasserie suisse, la Romandie ayant fait l'objet de peu de monographies. Malheureusement, malgré l'ambition concernant la période annoncée en titre, 1885–1953, l'accent est plutôt mis sur les années qui suivent la première guerre mondiale, au détriment de la suite. L'aspect économique prend aussi nettement le pas sur l'aspect social; on n'apprend que fort peu de choses sur les relations des patrons avec leurs ouvriers ou sur les acquis sociaux obtenus dans le monde de la brasserie, mais peut-être l'état des sources ne permet-il pas d'aborder ce secteur.

Rien non plus ne concerne le passage de la fermentation haute à la fermentation

basse. Faut-il l'associer à l'achat de la première machine glace en 1893? Seroit-ce cette évolution qui explique le doublement des chiffres de production au cours de la dernière décennie du 19<sup>e</sup> siècle? Faut-il attendre l'arrivée de cette machine pour que la brasserie puisse poursuivre son activité tout au long de l'année? Quelques questions parmi d'autres auxquelles le lecteur, mis en bouche et tenu en haleine par une étude aussi détaillée et aussi intelligente aimerait trouver réponse. L'ouvrage s'achève par une (trop) courte conclusion qui nous laisse un peu sur notre faim, même si l'auteur y esquisse du bout de la plume, mais avec pertinence, le paradoxe de la politique cartellaire suisse, responsable de la survie semi-artificielle d'une partie des brasseries helvétiques mais aussi, dans le dernier tiers du siècle, de la concentration drastique de la fabrication et de l'écatement du Cartel.

Olivier Robert (Lausanne)

**RENE SIGRIST (DIR.)  
H.-B. DE SAUSSURE (1740–1799):  
UN REGARD SUR LA TERRE**

GEORG, GENEVE, 2001, 540 P., FS 50.–

Par ce livre de très belle facture, pertinemment et irréprochablement illustré, le lecteur est convié à une véritable excursion dans la topographie mentale de Horace-Bénédict de Saussure et dans la géographie des lieux qu'il a parcourus. Le mérite de cette série de contributions est d'être à la fois approfondie et variée dans ses contenus, tout en se complétant dans une bienvenue unité, fruit d'un attentif travail d'édition et de coordination que l'on ne rencontre pas toujours dans les recueils d'articles. L'ensemble parvient alors à communiquer au lecteur une vive impression de l'ouverture du regard



de Saussure et du caractère encore exemplaire de sa démarche.

Le livre nous montre le naturaliste sous trois aspects. Les «itinéraires du chercheur» nous décrivent, en une dizaine d'articles, la contribution de Saussure au débat scientifique en tant que chercheur dédié à ses observations et rigoureux dans sa méthode. Ils nous montrent la diversité des intérêts de Saussure qui couvraient un large spectre de phénomènes touchant, au-delà de l'enquête purement géologique, à la botanique ou à la météorologie. Si certaines conclusions de ses études n'ont pas trouvé confirmation par les recherches successives, ces différentes contributions font apparaître une manière d'aborder les problèmes intellectuels qui, encore aujourd'hui, garde intacte sa valeur d'éducation à l'esprit scientifique.

Le «souffle des voyages» révèle les traits de Saussure plus géographe et voyageur que strictement géologue. Il faut signaler dans cette section une belle analyse sur la sensibilité esthétique au paysage qui traverse les *Voyages dans les Alpes*. La forme du récit de voyage que de Saussure choisit pour consigner ses observations lui permet en effet de mieux refléter une conception élargie du monde et du paysage que ne l'aurait pu le faire la forme plus aride de la monographie.

Enfin, la «figure de l'honnête homme» cherche à montrer ce qu'aujourd'hui on nomme «le citoyen», bien que la sensibilité de Saussure au monde pastoral et à la montagne contredise, du moins en partie, la connotation davantage urbaine de ce terme. Il est ici question de l'implication de l'homme dans les affaires de la cité, de ses déboires financiers, de son univers spirituel et de sa santé. Il en ressort le portrait d'un homme sensible au statut privilégié de son appartenance et aux valeurs de la hiérarchie sociale, mais gardant néanmoins des vues ouvertes et modérées; autant de traits propres à un

intellectuel éclairé du 18<sup>e</sup> siècle engagé à faire valoir le mérite personnel et l'importance du lien social, notamment dans le système scolaire.

Ce beau livre nous restitue donc un de Saussure naturaliste, voyageur et excursionniste qui se nourrit intellectuellement et spirituellement du monde. Intellectuellement, car l'armature rocheuse du paysage alpin se présente à son esprit comme une énigme à déchiffrer rationnellement. Spirituellement, parce que, si l'on ne saurait nullement considérer le Genevois de Saussure comme un panthéiste naturaliste, l'expérience du monde n'assume pas moins à ses yeux des contenus initiatiques, voire sotériologiques. Nous découvrons ainsi un esprit saisi par un objet, la planète Terre, et animé par elle en une largesse de vues probablement interdite au chercheur contemporain, tributaire de la spécialisation et de la division du travail scientifique. Nous découvrons surtout un homme qui parvient à combiner heureusement les principes rationnels des Lumières avec une sensibilité préromantique ouverte à la dimension esthétique, et au fond cosmique, des paysages.

L'actualité du message saussurien consisterait alors à nous apprendre que l'élévation alpine et l'éducation du regard peuvent ouvrir l'esprit vers une intelligence plus profonde d'un monde où se devinent les signes de la communauté du Beau, du Vrai et du Bien. La condition de cet apprentissage serait d'obtempérer à l'injonction de ne pas réduire ce monde au statut de simple décor auquel nombre d'exploits, caractéristiques de la mode contemporaine des «loisirs de l'extrême», semble bien vouloir le reléguer. A suivre de Saussure avec suffisamment d'imagination dans ses ascensions, dans ses voyages, dans ses excursions, il nous est possible d'approcher le sentiment de mystère que le monde a insufflé à

sa démarche, et en témoigner à notre tour comme manifestation d'un tout, bien plus vaste que l'homme qui l'observe.

*Alessandro Dozio (Genève)*

**THOMAS ANTONIETTI  
BAUERN, BERGFÜHRER, HOTELIERS.  
FREMDENVERKEHR UND BAUERN-  
KULTUR**

ZERMATT UND ALETSCH 1850–1950

HIER + JETZT, BADEN 2000, 190 S., ILL., FR. 78.–

**LAURENT TISSOT  
NAISSANCE  
D'UNE INDUSTRIE TOURISTIQUE  
LES ANGLAIS ET LA SUISSE  
AU XIX<sup>E</sup> SIECLE**

EDITIONS PAYOT, LAUSANNE 2000, 302 S., FR. 39.–

Zwei Bücher, zweimal die touristische Schweiz in ihren Anfängen: Laurent Tissot zeigt uns eine Schweiz, wie sie seit ungefähr 1830 für das englische Publikum dargestellt und eigentlich «gemacht» wurde. Thomas Antonietti führt uns an zwei Schauplätze, das Aletschgebiet und Zermatt, und beleuchtet im Konkreten, am lokalen und biografischen Beispiel, das Neben-, Mit- und Gegeneinander der Lebenswelt der bergbauerlichen Bevölkerung und der sich neu etablierenden Welt der Hotels und der «Fremden». Die touristische Schweiz erscheint im Licht von Tissots wirtschafts- und konsumgeschichtlichem Zugang, der frühe und entscheidende Vermarktungsvorgänge nachweist, spätestens um 1890 als «Produkt» auf dem damaligen Weltmarkt der touristischen Destinationen. Demgegenüber lässt der mikrohistorische, ethnologisch informierte Zugang Antoniettis die Diskrepanzen zwischen den «Welten» am selben Ort deutlich werden, wenn er den Strategien der lokalen Bevölkerung

zwischen Behauptung ökonomischer Selbstständigkeit und Verlust derselben viel Raum gibt. Höchst unterschiedlich ist auch die Form der Publikation: Tissot legt ein wissenschaftliches Lesebuch vor, das zahlreiche frühere Arbeiten zu einem Ganzen fügt; Antoniettis Arbeit kommt als grossformatiger, reich illustrierter und ausgesucht gestalteter publikumsfreundlicher Text- und Bildband auf wissenschaftlicher Basis daher. Die herausragenden Fotografien und die Wiedergabe autobiografischer Dokumente strahlen eine eigene Faszination aus. Mit beiden Publikationen liegen zwei (weitere) Schneisen im weiten Feld der Tourismusgeschichte der Schweiz vor, die auf ihre eigene Weise zeigen, was daran spannend ist und wie viel es noch zu entdecken gäbe.

Laurent Tissot spürt der Geburt der touristischen Schweiz nach und stützt sich dabei auf die detailliert erhobene Reise-literatur und die Reisebüros für das englische Reisepublikum, denen – nicht nur bezüglich der Schweiz – eine Pionierrolle zukommt. Er arbeitet heraus, wie die touristische Schweiz aus vagen, aber vielfältigen Konturen mit einem Netz von Reisewegen überzogen und schliesslich als einfach konsumierbares «Produkt» (6) – auf diesen Terminus legt die Studie besonderes Gewicht – angeboten wird. Ein üblicher Vorgang, ist man versucht zu sagen. Allerdings verweist Tissot darauf, dass er hier als Experiment und keineswegs als Routine erfolgte. Vielmehr entstand hier ein Modell, das weltweit in zahlreichen Touristifizierungsprozessen variiert werden sollte. Tissots Studie gibt einen vertieften Einblick in die Verkaufsstrategien und ihren Erfolg. Hier wird detailliert nachgezeichnet, wie zwischen dem späten 18. und frühen 19. Jahrhundert der literarisch und subjektiv gefärbte Reisebericht eine Vereinfachung und zugleich eine Strukturierung seiner Infor-





mationen erfährt. An die Stelle von möglichst wahren und umfassenden Beobachtungen traten selektionierte Informationen. Diese bedienten das individuelle Vergnügen, das eine Reise gewähren sollte, und sie dienten der Nützlichkeit, indem sie eine effiziente und damit kostengünstige Abwicklung der Reise ermöglichen sollten. Dieses zielstrebige Leiten der Reisenden an die so genannt sehenswerten Orte setzte sich nach 1830 durch. Er führte zur neuen Gattung des «Handbuchs» (erstmalig verwendet von John Murray 1836 für das *Handbook for Travellers on the Continent*, als Vorläufer kann der Schweiz-Führer von Ebel 1795 gelten). Eine bedeutende Rolle spielen später die Reiseveranstalter. Hier analysiert Tissot exemplarisch die Verkaufsstrategien von Thomas Cook & Son, der allerdings nur einer nur mehreren Anbietern war. Während das Hauptgewicht auf den Reisevermittlern liegt, bettet Tissot sein Thema ein in den quantitativ und qualitativ sich verändernden Strom der Reisenden nach dem Kontinent, in die technische Entwicklung der Transportmittel, in den raschen Bedeutungsgewinn des Vergnügens als Reisemotiv, und er versucht trotz schwieriger Quellenlage, Aussagen zur sozialen Zusammensetzung der Reisenden zu machen. Das Besondere am Untersuchungsbeispiel Schweiz dürfte – und so wäre wohl die These vom «Tourismusmodell» Schweiz noch weiter zu erhärten – das Zusammentreffen einer offensichtlich steigbaren Nachfrage des englischen Publikums mit den Reaktionen der lokalen Anbieter sein. Gerade das Zusammenspiel mit dem Gegenpart, den lokalen Anbietern, war aber (wie der Autor selber bedauernd anführt) im weitläufigen Programm des vorliegenden Buches nicht mehr zu leisten. Um hier weiter zu kommen, sind Einzelstudien zu Hotels, Hoteliersfamilien, Ortschaften, Transportunternehmen usw. eine

Voraussetzung. Und diese sind noch Mangelware.

In Antoniettis Walliser Mikrostudie kann man einen solchen Baustein sehen, sie ist allerdings noch mehr. Den Autor interessiert die internationale touristische Vermittlung und die Standardisierung der Reisewege allerdings wenig. Im Zentrum steht das «Aufeinandertreffen von Fremdenverkehr und bäuerlicher Lebensweise» (10). Die beobachtete Region ist lokal eng begrenzt: Zermatt und die Aletschregion, beide im Oberwallis gelegen. Faszinierend ist indessen, dass nicht nur die hier ankommenden Fremden weite Wege zurückgelegt haben. Auch die Wege der hier Geborenen, die Antonietti ausführlich zu Wort kommen lässt, führten teils weit über die Talschaften und Alpgemeinschaften hinaus. Ziele dieser – im Gegensatz zur touristischen Reise – ökonomisch motivierten Wanderungen waren für Frauen und Männer die Hotellerie in der französischen Schweiz, welche der Arbeit in den Hotels vor Ort wenn immer möglich vorgezogen wurde. Ziel waren aber auch Landwirtschaftsbetriebe und für Männer der Tunnelbau oder, in einem ausführlich dokumentierten Fall des Bergführers Rudolf Taugwalder (1867–1953), das Sich-Anheuern-Lassen für spektakuläre Bergtouren im Kaukasus und in den Anden.

Kennzeichnend für Antoniettis Studie ist der Perspektivenwechsel, der schon im Titel anklingt: das gleichzeitige Erleben der alpinen Welt als «Fremde» oder als «Einheimische». Damit verbunden sind kulturelle und soziale Distanzen, die sich im Materiellen deutlich manifestieren. Diesen Unterschieden wird viel Raum gegeben, sei es in der Wahrnehmung der Berge (ein einleitendes Kapitel führt in den «panoramatischen» Blick ein, der mit dem ökonomischen Nutzen kontrastiert), in den Formen der Behausung, der Speisen, des Tagesablaufs. Es resultiert aus

der Gegenüberstellung von touristischem Luxus und bäuerlicher Kultur ein exemplarisch-detailreicher Einblick in zwei Welten, die trotz oder gerade wegen ihrer inventarmässigen Exaktheit bisweilen etwas plakativ «arm» und «reich» konfrontiert. Sehr aufschlussreich ist hingegen eines der Ergebnisse dieser Gegenüberstellung auf ökonomischer und kultureller Ebene: Antonietti stellt fest, dass der Einfluss des Tourismus auf die «herkömmliche Lebens- und Wirtschaftsform der Einheimischen» (144) lange äusserst marginal blieb, – trotz der auf Veränderung drängenden Politik der (meist ortsfremden) Hoteliers. Lebens- und Berufsperspektiven orientierten sich an agrarischen Modellen, die Fortexistenz von Alpgemeinschaften, die Regulierung der Alpnutzungen und die alpinen Bewirtschaftungsformen wurden verteidigt. Das setzt ein Fragezeichen hinter die in der Tourismusgeschichte ländlicher und alpiner Regionen manchmal allzu schnell diagnostizierte «Symbiose» von agrarischer und touristischer Ökonomie bzw. auf das Individuum bezogen von saisonalem Wechsel zwischen traditioneller Alpwirtschaft und Lohnarbeit. Im Wallis stieg die Bedeutung des Tourismus erst mit dem Einsetzen zahlenmässig breiter Reiseströme nach 1950. Allerdings existierten die Kombinationen des Erwerbs bereits im späten 19. Jahrhundert. Die Arbeitsmigration für Frauen und Männer war an der Tagesordnung. Frauen, so ergibt sich aus der Biografie des bereits erwähnten Bergführers Taugwalder, fiel das «Dienen» als Grundanforderung an die im Fremdenverkehr Beschäftigten leichter. Männer suchten wenn immer möglich eine ihrer traditionellen sozialen Rolle entsprechende, soziale Unterordnung minimierende Beschäftigung. Der an sich wenig überraschende Befund eines unterschiedlichen Rollenverständ-

nisses von Frauen und Männern würde eine differenziertere Betrachtung verdienen; wohl gibt Antonietti Hinweise auf die geschlechtsspezifische Arbeitsteilung in der traditionellen Ökonomie, jedoch wird den Arbeitsbiografien von Männern zwischen Tourismus und Landwirtschaft weit mehr Raum gewidmet. Wie aus dem zweiten der beiden (auf autobiografischen Zeugnissen basierenden) männlichen Lebensverläufe, jenem des Wanderarbeiters Alfred Imhof (1897–1976) deutlich wird, führte am zumindest vorüber gehenden «Dienen» oft kein Weg vorbei. Einer der zentralen Gründe, warum es die Oberwalliser Bergbauernsöhne und -töchter vorzogen, fern der Heimat touristische Lohnarbeit anzunehmen, war nicht ökonomischer Natur. Das Weggehen ermöglichte gleichzeitig, aus dem lokal geltenden, in der alpinen Gesellschaft verwurzelten sozialen Status gelöst in Stellung zu gehen. Häufige Zielorte waren die touristischen Zentren am Genfersee. Dass dafür Französisch zu lernen war, nahmen die OberwalliserInnen als Selbstverständlichkeit in Kauf. Selber «Fremde» waren sie anderen «Fremden» zu Diensten. Hier begegneten sie zudem, so ist zu vermuten, wenn auch bei Antonietti nicht explizit diskutiert, einem touristischen Publikum mit einem bedeutend breiteren sozialen Spektrum als jenem, das im vergleichsweise noch elitären Walliser Fremdenverkehr dominierte. In Montreux etwa, einem der saisonalen Arbeitsorte von Oberwallisern, berühren sich denn auch gewissermassen die lokalen Untersuchungsbereiche der Arbeiten von Antonietti und Tissot: Hier treffen OberwalliserInnen auf ein internationales Publikum, das animiert und gefördert durch standardisierende Vermarktungsprozesse, immer zahlreicher das «Produkt» Schweiz konsumiert.

*Beatrice Schumacher (Basel)*